

Heinz A. Pachernegg

## Auf Reisen

Episoden, Bilder, Fragmente





[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2021

1. Auflage Dezember 2021

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Alle Fotos inkl. Coverfoto: Heinz A. Pachernegg

Autorenfoto: Gertrude Greimel

Korrekturat: Elisabeth Pirstinger

ISBN 978-3-903322-03-5

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Rundfunksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Weg und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© Heinz A. Pachernegg, edition keiper

Heinz A. Pachernegg

# Auf Reisen

Episoden, Bilder, Fragmente

## Inhalt

Pacherneggs schreiberische Pareidolien . . . . .	9
Eine Annäherung (Prolog) . . . . .	13
Reise nach Wladiwostok . . . . .	15
Walking Tour on Broadway . . . . .	18
Pures Lebensgefühl . . . . .	22
Über den Vier-Dämonen-Pass . . . . .	26
Indische Impressionen . . . . .	30
Reise in die Vergangenheit . . . . .	32
Kinder der Straße . . . . .	36
In der Geisterstadt . . . . .	40
Dachsteinerkundungen . . . . .	43
Eine steirische Woazwanderung . . . . .	52
Die Liebe ist das Kind der Freiheit . . . . .	54
Nowhere Land – Ein Traum . . . . .	59
Im Reich der Pareidolie:	
Eine kleine Reise ins Unerklärliche. . . . .	60
Auf der Wahrheit . . . . .	64
Geträumte Realität . . . . .	66
En passant. . . . .	70
Ein Gehversuch . . . . .	72
Gefrorenes Licht. . . . .	77
Etwas aus dem Zusammenhang geraten . . . . .	78
Zu den Nomaden im Tien-Shan Gebirge . . . . .	80

Am Magnetberg . . . . .	84
Als ich noch ein Fan war . . . . .	88
Besuch aus Kanada . . . . .	90
Eine Begegnung . . . . .	95
Feueratem . . . . .	97
Auf der Suche . . . . .	98
Der Hausherr massiert gratis. . . . .	.100
Ólympos meets Baltimore . . . . .	.102
Die geheimnisvolle Welt des Señor Lara . . . . .	.107
Aus einer weit, weit entfernten Zeit . . . . .	.110
Love Hurts . . . . .	.114
Slow Motion . . . . .	.116
Valley of Fire . . . . .	.119
Am Strom . . . . .	.121
97 Grad Fahrenheit . . . . .	.124
Mit der Puch DS 50 nach Klopein . . . . .	.126
Marlene – Eine Erinnerung . . . . .	.129
Reise ins Innen . . . . .	.130
Google sei Dank (Epilog) . . . . .	.132
Planet Earth . . . . .	.139
Dank . . . . .	.143

Für Marlene

## Pacherneggs schreiberische Pareidolien

Vorwort von Andrea Wolfmayr

*»Wir sitzen uns gegenüber. Irgendwann haben wir beschlossen, dass wir uns gegenüber sitzen. Wir wechseln ständig die Standpunkte, obwohl wir die Plätze nicht verändern. Jeder wechselt für sich die Standpunkte, ohne die geringste äußere Regung. Wir sind uns darin einig, dass unsere Standpunkte stark voneinander abweichen. Dennoch sitzen wir einander gegenüber an wechselnden Orten, in wechselnden Landschaften, an den unterschiedlichsten Plätzen, um uns unsere unterschiedlichen Standpunkte mitzuteilen.« (Aus »Pitigliano – Eine Begegnung«)*

Gleich mal vorweg, klar und deutlich, ohne Verschwimmen und Auflösen der Konturen, ohne jegliche Pareidolie, ohne Wenn und Aber: Ich mag seine Texte. Ich stecke nur kurz meine Nase rein in diese Kapitel, schnuppere ein wenig – und freue mich schon! Denn das sind keine »normalen« Reisen, keine »normalen« Reisebeschreibungen. Das sind Abstiege, Umstiege in eine andere Seele. In fremde und doch bekannte Träume. Das sind Erlebnisse. Er fängt uns, er ist ein Traumfänger, diese seine Texte fangen deine Seele und lassen sie spazieren gehen. In diesen dichten, kurzen Einblicken, Lichtblicken, diesem seltsamen Welt-Dschungel.

Da versucht nicht irgendein Jemand, interessant zu sein, zu wirken, zu beeindrucken, irgendwas oder irgendwem »gerecht« zu werden. Jegliche Vorstellung und Verstellung ist gefallen. Der Blick ist direkt. Neu. Anders. Gut. Ein guter Blick, auf den ich mich vertrauensvoll einlassen kann. Es geht tief, sehr weit in die Tiefe. In Untiefen auch. Aber ich komme immer wieder zurück. Verlässlich. Kann sein, mit einem heftigen Ruck.

Manchmal bin ich in der Hölle, zum Beispiel in der zerschossenen Stadt Vukovar. Manchmal komme ich, wohin ich als Frau niemals kommen werde, zum Berg Athos. Bin in Goa, das mich zwar nie gereizt hat, aber nun spüre ich es hautnah und sehnsüchtig, seine Farben, seinen Geruch, das Klima. Oder diese Personen, mit ein paar Worten skizziert: Die verzweifelte Sennerin, die sich Schuld gibt am Tod einer Jungkuh. Jugendliche Tunesier und aufgebrauchte Mönche, Menschenbündel und Straßenkreuzer ...

Ich lese das alles gern. Ich lese es schnell. Ich verschlinge es, zugleich nehme ich es vorsichtig in mich auf, als einen neuen Geschmack, nein, eigentlich verschlinge ich es nicht, schlinge diese kurzen Kapitel nicht hinunter, ich lese schnell und zugleich langsam, es ist eine neue Les-Art – die Zeit steht. Er macht was in diesen Texten, durch diese Texte, löst etwas aus. Unheimlich ist das bisweilen. Skurril klingt manches, auch in den Titeln: »Als ich noch ein Fan war.« Oder »Zurück blieb tiefe Traurigkeit und eine Wut, die schließlich ganz von mir Besitz ergriff.«<sup>1</sup>

Ich bin auch vorsichtig beim Lesen, es ist ein rutschiges Gebiet, vielleicht sogar gefährlich, ich will mich nicht anstecken, ich will mich ja nicht reinziehen lassen in diesen Sog eines anderen Menschen, aber ich bin doch immer wieder und unerwartet schockiert und mitten ins Herz, in die Seele getroffen, die Bilder sind unmittelbar. Direkte Pfeile.

Manche Szenen wirken wie aus einem Heimatfilm der 50er-Jahre, und »in der Ferne schreit ein Kind nach seinen Eltern ...« (»Love Hurts«). Er macht es also ganz einfach, arbeitet schlicht, so ungefähr wie: »Meine Eltern hatten soeben die Arbeiten an der Betondecke ihres neuen Hauses beendet, als die Gäste vorfuhren.« (»Besuch aus Kanada«), aber er schafft es, Bilder zu liefern, die picken. Hängenblei-

---

1 »Reise nach Wladiwostok«

ben im Kopf. Die man schon gesehen hat, aber noch nie gesehen hat, nie so: Nun, zum ersten Mal, sieht man. Er, der Fotograf, den ich als Fotograf bereits schätzte, liefert hier Geschriebenes, das ich bestaune, das bildhaft wirkt, echt, direkt und originell.

»Lebhaft in Erinnerung blieb mir Hedi, die Frau von Hans Pfeifhofer, wie sie auf Stöckelschuhen und mit kurzem Rock den groben Holzladen zur neubetonierten Decke hinaufbalancierte« – das ist Deix, das ist das »ganz Normale«, Österreichische – mit dem Absurden, Magischen untrennbar verquickt und eigentlich ein Amalgam eingehend, eine Emulsion – und dann streut er zu guter Letzt ein paar Namen darüber, wie Konfetti – ich wünschte, ich hätte den Mut!

Er ist ein Impressionist. Nein, ein Surrealist. Ein Realist, Naturalist, schließlich schildert er Natur und Gegebenheiten genau. Wenn auch knapp. Nutzt nix, es gibt keine Kategorie, kein Kastel und keine Schublade für einen wie ihn. Aber wie gibt's das, wie macht er das denn, frage ich mich, dass er einfach was antippt, ein Land, einen Namen, eine Person – und die Assoziationen sind gleich da? Ich war noch nie in Tunesien. Oder in Wladiwostok.

Irgendwie muss er gewusst haben, dass ich ihn versteh, auf einer anderen, »nicht-normalen« Ebene, denn er hat sich ausdrücklich mich gewünscht als Vorwortschreiberin. Und ich bemühe mich hier vergeblich, ihn zu umreißen, zu erklären – aber es geht nicht, beim besten Willen nicht. Ich ertappe mich, wie ich beim Lesen den Kopf schüttle, wie mir der Mund offensteht. Und manchmal möchte ich weinen.

Heinz Pachernegg, was bist du doch für ein sonderbarer Schreiber, was bist du für ein Schelm und eigenartiges, vielseitig kreatives Wesen ...!

Kenn ich dich?

Hab ich dich »erkannt« ...?

Spätnachts kehrte ich heim  
von einer langen Reise  
die nur Sekunden dauerte.  
Ich sah wie Horizonte verschmolzen  
umrundete 101 Mal den innersten Kreis  
und blickte in magische Spiegel.  
Der Liebe begegnete ich am Rande eines Abgrunds  
als mich ein Sonnenstrahl durchbohrte.

## Eine Annäherung

### Prolog

»Was wunderst du dich, dass deine Reisen dir nichts nützen? Bist du es nicht selber, den du herumschleppst? Was dich forttrieb, sitzt dir unmittelbar im Nacken.« (Sokrates)

Ist das Reisen also eine Flucht aus der Alltäglichkeit oder vor scheinbar unlösbaren Problemen? Mag sein. Vielleicht steht am Ende einer Reise die Erkenntnis, dass bei der Rückkehr nichts wirklich besser geworden ist – aber seiner Intention gefolgt zu sein, gibt dem Leben dennoch wieder Würze und Kraft.

Reisen kennt viele Facetten. In den letzten Jahrhunderten des Römischen Imperiums existierten bereits Schiffsverbindungen, Reisebüros und Wechselstuben. An den Stränden von der Toskana bis nach Salerno konnte man bereits damals in Palazzi mit allem erdenklichen Luxus logieren.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Reisen jedoch nur einer ausgewählten Klientel von Wissenschaftlern, Reiseschriftstellern, Entdeckungsreisenden und Personen, die es sich leisten konnten, vorbehalten.

Der moderne Tourismus ist etwa so alt wie die Fotografie. Bilder von der Welt veränderten die Welt nachhaltig. Das Bild wurde zum Beweis, »dort gewesen« zu sein. Das hat im Zeitalter von Social Media zu teils absurden Ausuferungen geführt.

Mit sogenanntem »Destinationsbranding« wird ein Ort zur Sehenswürdigkeit erhoben und in immer neuen Nischen – wie *dark tourism*, *lost places* oder *poverty tourism* – nach Klientel geforscht. Mit Hilfe von bekannten Bloggern, Instagrammern oder YouTubern – sogenannten Influencern – mutieren ursprünglich verschwiegene, idyllische Orte in kürzester Zeit zu überlaufenen Hotspots.

Zeit für Rückbesinnung? Zeit, Reisen neu zu denken?

Herausfordernde Zeiten, Klimawandel, ökologische Katastrophen werden à la longue wohl auch das Reiseverhalten beeinflussen.

Dennoch – in Bewegung sein als Synonym für das Reisen kann auch als ein Prozess der Entwicklung, des Reifens und der Erweiterung des Erfahrungsraumes verstanden werden. Ungewöhnliche Orte abseits des Mainstreams besuchen, authentischen Menschen begegnen, sich in absurde Situationen begeben oder einfach nur seinem Gefühl spontan folgen – das alles erhebt individuelles Reisen zur speziellen Disziplin.

Auf meiner ersten Indienreise im Jahr 1987 habe ich begonnen, Reiseeindrücke schriftlich festzuhalten. Die im Buch enthaltenen Texte sind jedoch keine Reisereportagen im klassischen Sinne. Es sind eher persönlich gehaltene Beschreibungen, kurze Abhandlungen und Reflexionen, um die Essenz der jeweiligen Reise auszudrücken. Manchmal nur Gedankensplitter, fragmentarische Erinnerungen oder kuriose Details einer Reise, dann wieder längere Episoden. Im Gesamten umfassen diese Texte den Zeitraum von sechs Jahrzehnten.

Ich habe kaum jemals eine Reise unternommen, ohne auch ausgiebig und intuitiv zu fotografieren. Ausgewählte Schwarz-Weiß-Bilder bilden visuelle Brücken zu den Ereignissen, bringen die Geschichten auf den Punkt, verdeutlichen Details oder sind manchmal einfach nur schräg bzw. erst in der Verschränkung verständlich.

Heinz A. Pachernegg, Oktober 2021

## Reise nach Wladiwostok

Spital am Semmering (1959)

Mein Reich war klein und überschaubar. Eine Nische mit Sand befüllt, direkt neben dem Haus meiner Großeltern. Ein Dreirad und ein kleiner Leiterwagen standen für Rundfahrten im Hof bereit. Ein Holzzug, eine kleine Schaufel, ein Rechen und bunte Glaskugeln. Oft verbrachte ich hier Stunden, ohne dem Begriff der Zeit Bedeutung zu geben, wie es eben für Kleinkinder, die noch nicht von Tagesstrukturen geprägt sind, ganz normal ist.

Die geplante Reise war sicherlich die größte und abenteuerlichste meines bisherigen Lebens. Schon Wochen zuvor war ich unterwegs, durchlebte in intensiven Nacht- und Tagträumen mein Vorhaben – bewegte mich auf menschenleeren Wegen durch unendliche Wälder oder überquerte Flüsse auf schwankenden Brücken. Nie begegnete ich Menschen, die Landschaften waren wie leergefegt von Leben. Manchmal war da so ein Schimmern oder Glimmen am Horizont, unter einem Himmel, dessen Klarheit alles übertraf, was ich bisher kannte.

Aus solchen Träumen am Morgen vom monotonen Dröhnen des nahen Hammerwerks zu erwachen und die bleichen, gewalzten Malermuster im Zimmer zu betrachten, vor denen die Mutter vorbeihuschte, erfüllte mich jedes Mal mit Schaudern.

Schatten waren in dieser Phase des Aufwachens für mich noch lebende Wesen, erst allmählich, als das Licht des Morgens zunahm, verloren sie ihre Macht. Nach dem Frühstück rannte ich meist die Holzstiegen hinunter und stürmte in die Küche unseres Gasthauses, wo am frühen Morgen schon die Bauern aus der nahen Umgebung hockten. Mit Pferdefuhrwerken brachten sie die Milch von ihren Höfen zur Sammelstelle und gönnten sich danach ein erstes Morgen-



bier oder einen Schnapstee. Wahrscheinlich war hier in der Küche des Gasthauses, die gleichzeitig auch Wirtsstube für die Stammgäste war, das Wort Wladiwostok gefallen. Dieses Wort und vielleicht ein paar weitere Sätze haben meine Phantasie entfacht.

»Oma, ich brauch dringend Proviant.« – »Opa, hast du nicht eine Landkarte von Russland?« Ich war aufgeregt und konnte es kaum erwarten, mit meinen Reisevorbereitungen zu beginnen. Oma ging in die Schank und brachte mir ein rotes Kracherl der Getränkefirma Harich aus Mürzzuschlag. Dazu gab sie mir noch ein Extrawurstbrot. Opa suchte lange im Schlafzimmer, wo er in verstaubten Schränken seine Sammlung alter Zeitungen und Magazine aus der Jahrhundertwende und viel Krimskrams verwahrte. Er kam mit einem kleinen Bücherl zurück, das ganz vollgeschrieben war mit Buchstaben, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. »Pass gut darauf auf«, ermahnte er mich, »das habe ich von Vladimir, einem Russen.« Die Russen – ja das wusste ich, die waren nach dem Krieg, nach dem Zweiten Weltkrieg, bei uns im Gasthaus untergebracht gewesen. Die russischen Besatzungssoldaten, von denen ich schon viele Geschichten im Gasthaus gehört hatte. Ich stürmte mit meinen Schätzen nach draußen und holte das Dreirad und den Leiterwagen aus der Garage. Dann begann ich mit den Vorbereitungen. In kurzer Zeit war der Leiterwagen mit allem Notwendigen für die lange Reise bepackt und ich suchte eine feste Schnur, um ihn am Dreirad anzuhängen.

Dann ging es los. Ich startete bei meinem Sandhaufen. Zuerst war ich überrascht, wie schwer der Leiterwagen zu bewegen war, bis ich merkte, dass sich ein Holzrad verkeilt hatte. Diese Panne war aber gleich behoben. Vor mir auf dem mit dünnen Grasbüscheln bewachsenen Hof hinter dem Gasthaus dehnte sich nun die unendliche Russische Steppe aus. Von der Kampalpe, unserem Hausberg, wehte ein

kalter Wind, der mir jetzt ein tosender Sturm war. Am ersten Hindernis musste ich anhalten. Ein Graben mit Wasser quer über den Hof – eine defekte Wasserleitung war der Grund. Gestern hatte ich Großvater noch beim Ausheben zugesehen. Nun suchte ich für meine »Flussüberquerung« geeignetes Material und fand einen dicken Holzladen, der so schwer war, dass ich ihn kaum über den Graben ziehen konnte. Glücklicherweise erreichte ich das gegenüberliegende Ufer. Von ferne hörte ich aufgeregte Tierstimmen – war es das schrille Kreischen großer Greifvögel oder nur das Gegacker unserer Hühner?

Bei meiner Weiterfahrt war mir ein wenig mulmig zumute, denn ich näherte mich einem großen Gebäude. Dunkel und bedrohlich ragte unser Heustadl in den Himmel, ich fuhr ganz nahe an den Holzblöcken entlang, wohl wissend, dass jetzt lange Zeit keine menschliche Behausung mehr am Wege lag. Denn unmittelbar hinter dem Heustadl, da begann die sibirische Wildnis. Gut, dass ich mein Extrawurstbrot dabei hatte, dachte ich bei mir. Baumriesen, die beinahe den Himmel berührten, dazwischen moosbewachsene Felsen und ein geheimnisvolles Labyrinth an Wegen und immer neue Hindernisse, die das Vorwärtskommen mit meinem Dreirad samt Leiterwagen erheblich erschwerten.

Als ich in der Ferne schon die mächtige Stadt Wladiwostok zu erkennen glaubte, hörte ich hinter mir Schritte. Es war meine Mutter, die mir gefolgt war. Wie ein Schleier fiel alles Magische plötzlich von mir ab und die Bilder verblassten augenblicklich. Zurück blieb tiefe Traurigkeit – und eine Wut, die schließlich ganz von mir Besitz ergriff.

## Walking Tour on Broadway

New York (1996)

5 Uhr Uhr morgens, Ecke 242. Straße, Endstation Subway no. 9. Über dem Van Cortlandt Park treiben Nebelschwaden, die Subway rasselt wieder Richtung Downtown. Ich stehe an einem Backsteinbau mit der Nummer 5223, etwa 25 Kilometer vom Ziel, Number 1 Broadway, entfernt. Mit dabei zwei analoge Kameras, Objektive, dazu Stadtplan, Notizblock, Diktiergerät, eine Wasserflasche. Ich fühle mich wie am Start zu einer Expedition. Noch eine Zigarette, dann geht's los.

Unspektakulär die ersten Kilometer. Links und rechts des Broadway monotone Häuserblocks in morgendliches Grau gehüllt, in der Mitte die Subway auf Stahlstelzen. Kurzes Durchatmen auf der Broadway Bridge. Durch die wuchtigen Verstreungen der Brücke schweift der Blick über den Hudson River, hinüber nach New Jersey. Gegenüber die Bronx, 50 Meter tiefer der Harlem River.

Der Wind erzeugt sphärische Klänge im Gewirr der Stahlkonstruktion. Schiffe unter der Brücke wirken wie Miniaturen. Niemand geht hier zu Fuß.

Der Broadway durchdringt Manhattan, verknüpft in gewisser Weise die unzähligen Facetten dieser Stadt, ist Lebensader, Chamäleon, Verwandlungskünstler.

Allmählich, wie wenn Ebbe in Flut übergeht, schwillt nun auch der Verkehr an. Den Broadway zu überqueren bedeutete früher einmal Lebensgefahr. Heute halten die Chevys und Chryslers diszipliniert an den Fußgängerampeln – auch im sogenannten Spanish Harlem, durch das ich eben wandere. Aus den Lautsprechern einer Bar dröhnen die 9-Uhr-Nachrichten, übertönen mühelos den Straßenlärm. Einen

Block weiter, Ecke 175. Straße, plagen sich drei Hispanos mit einem riesigen Schwertfisch, den sie kaum in ihren Fancy Fish Store hineinbekommen. Zwei Blocks weiter ein unerwartetes Highlight. Stefano, eine lokale Berühmtheit, lässt, umringt von seinen Fans, seinen wohltemperierten Tenor erklingen und parodiert Julio Iglesias. Solchermaßen emotional aufgeladen fällt das Gehen leicht, wird fast schwerelos, und so nehme ich den Wechsel zum Black Harlem kaum wahr. Doch es ist unverkennbar. Der Broadway erweckt jetzt den Eindruck eines Potemkinschen Dorfes. Rechts und links in Seitengassen Ruinen, ausgebrannte Gebäude, Obdachlose in Pappkartons. Doch das Leben am Broadway pulsiert auch hier.

Plötzlich zeigt sich am Horizont erstmals die Skyline von Midtown. Diffus, entrückt, eine Fata Morgana, die so gar nichts mit dem gemein hat, was mich hier umgibt. Denn im Gedränge, im Dickicht der oft winzigen Läden und Marktstände, wo sich Häuser kaum über fünf Stockwerke hinauswagen, wo alles überquillt vor Temperament, scheint das Manhattan jenseits des Central Parks unendlich weit entfernt.

Wie in einem langen befreiten Ausatmen gleitet nun das Straßenband des Broadway von den Washington Heights herab, wird nobler, distanzierter. Hohe geschmiedete Gitterzäune säumen den Straßenrand. Dahinter die Colleges und Institute der Columbia University. Von der Riverside Church tönen die Mittagsglocken und plötzlich wird es auch hier lebendig: Pizza-Time!

Wer die originale neapolitanische Pizza kennt, weiß auch um deren unverwechselbaren Geschmack. Doch die mit verschiedenen Zutaten schwer beladenen New Yorker Pizzen lassen kontinentale Sehnsüchte erst gar nicht aufkommen. Am Nebentisch verschlingt ein kleines Kuschelmonster bereits die dritte Portion.

Nach der Pizzapause richte ich den Blick wieder Richtung Süden – auf die ausgetretenen Pfade jenseits der 113. Straße, wo der Broadway ein wenig an die Wiener Mariahilfer Straße erinnert.

Ecke 89. Straße, Edgar Allan Poe soll hier einmal gewohnt haben. Vergeblich bleibt die Suche nach seinem Haus. Mühelos auffindbar hingegen das größte Feinschmeckergeschäft des Big Apple, wo Zeit für ein Hummersandwich bleibt, und das Stammhaus der legendären New Yorker Buchhandlung Barnes & Noble. Vorbei an kuriosen Läden, die sich auf Feuerwehr-Utensilien, Okkultes, Transvestiten-Outfits oder Subway-Souvenirs spezialisiert haben, kreuzt der Broadway auf Höhe der 72. Straße die Amsterdam Avenue.

An den glänzenden Glas- und Stahlkonstruktionen scheint sich auch die Lebensenergie der Stadt zu immer neuen Höhen aufzutürmen. Knisternde Spannung liegt in der Luft, denn das Epizentrum von Midtown Manhattan, der Times Square, ist nahe. Yellow Cabs bilden flackernde Lichtgirlanden, Inline Skater sausen haarscharf an den Stoßstangen vorbei – endlose Rush Hour. Mitten in diesem Chaos strömen Menschenmassen in die berühmten Theater, Kabarett und Kinos.

Ein feiner Sprühregen setzt ein. Am nassen Asphalt, im Widerschein unzähliger Werbebanner, entstehen flüchtige abstrakte Kunstwerke – eine imaginäre Freiluftgalerie, die an Bilder Jackson Pollocks, Roy Lichtensteins oder Wassily Kadinskys erinnern.

Innehalten, staunen, fotografieren, dann im Sog weitertreiben lassen.

An der 42. Straße lugt das Empire State Building fast verstohlen hinter Nebeln hervor. Wenig später, am Korea Way, eine neue Metamorphose des Broadway. Eintauchen in eine zehntausende Kilometer entfernte Welt. Überall flackern Bildschirme mit Fernsehprogram-

men aus Korea. Es herrscht eine durchorganisierte, fast beängstigende Geschäftigkeit. Insider meinen, dass hier für Geld alles zu haben ist.

Die Querstraßen leisten sich nun auch den Luxus von Eigennamen, nennen sich Bleecker Street, Broome Street oder Great Jones Street. Im Spannungsfeld von Greenwich Village, Soho und Bowery durchschneidet der Broadway, gesäumt von feudalen Stores, den wohl kosmopolitischsten Ort von Manhattan. Ab der Canal Street fügen sich dem multikulturellen Mix auch noch Little Italy und Chinatown hinzu. Der Charme dieser Meile ist überlagert von der gewaltigen Kulisse des Financial District. Jenseits der Fulton Street ebbt das lebhafteste Straßenleben langsam ab. Im Zwielflicht der Straßenschlucht, die der Broadway mittlerweile geworden ist, breitet sich kraftvolle Ruhe aus. Man trifft nur noch auf wenige, dafür aber auffallend elegant gekleidete Personen.



Seit 16 Stunden bin ich unterwegs. Bowling Green am Battery Place – nur noch wenige Meter trennen mich vom Ziel. An einem Gebäude des South Ferry Place, umgeben von viel Stukkatur, in schwarzen Lettern dann endlich die magische Zahl: Number One, Broadway.

## Pures Lebensgefühl

Neapel (1989)

Endlich raus aus dem Zug und tief durchatmen – sofern das auf der Piazza Garibaldi überhaupt möglich ist. Staunen über die ungeheure Blechlawine hupender, stinkender Autos, die sich von hier in alle Richtungen der Stadt wälzt. An den Straßenrand gedrängt verkaufen vor allem Afrikaner jede Art von Gebrauchsartikeln und Souvenirs.

Vorerst stehe ich etwas ratlos in diesem Chaos, denn ich habe kein Quartier reserviert. Das war nicht vorgesehen in der Reiseplanung.

Neapel ist eine spontane Stadt. Also spreche ich ein paar vertrauenswürdig aussehende Leute an und frage nach Unterkunft. Wenig später folge ich einem schwarzgelockten Neapolitaner Richtung Altstadt.

Die schmalen Gassen sind vollgepackt mit Transistorradios, Soundmaschinen und Hi-Fi-Anlagen. Zwischendurch findet sich immer wieder Platz für eine Männerrunde, die sich dem beliebten Scopa-Kartenspiel hingibt. Straßenhändler bieten im Flüsterton ihre Schmuggelware an und im Vorübergehen erhält man durch offene Fenster Einblick in die Bassi – ebenerdige Einzimmerwohnungen –, wo neben Kredenz, Doppelbett, Farbfernseher und Hausaltar oft auch noch Platz für den Motorroller bleiben muss. Oft werden diese winzigen Räume sogar als Manufakturen genutzt.

Immer düsterer werden jetzt die Gassen. Wir gehen unter Gerüsten, zwischen Pfeilern und Verstrebrungen. Dahinter Häuser mit tiefen Mauerrissen und bröckelnde Fassaden.

»Das ist noch vom Erdbeben, von 1980, geblieben«, erklärt mein Begleiter. Doch ich habe bereits ein unangenehmes Gefühl im Magen und bleibe immer weiter zurück. Er lacht nur und ermuntert mich zum Weitergehen.

Kurz darauf stehen wir vor einem etwa 14-stöckigen Hochhaus. Er drückt auf eine Klingel, neben der kaum lesbar Pensione Centrale steht. Kurz bevor sich die Scherengitter des Lifts schließen, drängen noch drei Männer in die Kabine und jetzt bin ich mir sicher: Die wollen mich ausrauben, und mein kaum begonnener Neapelbesuch wird bereits hier seinen unrühmlichen Höhepunkt erleben.

Die Phantasie ist ein mächtiges und manchmal auch trügerisches Geisteswerkzeug. Zum Glück tritt nichts von dem ein, was ich mir so lebhaft vorgestellt habe. Ich beziehe in besagter Pensione ein Zimmer mit Panoramablick über die Stadt bis hin zum Vesuvio, dem Wahrzeichen Neapels. Tief unten die verschachtelten, in tiefes Blau gehüllten Gassen der Altstadt. Dort zieht es mich wieder hin zu einem ersten Erkundungsrundgang.

Als jungen Vater fallen mir vorerst die vielen Kinder auf, die, offensichtlich völlig sich selbst überlassen, ihre Streifzüge durch die nächtlichen Gassen unternehmen. Auf einer größeren Betonfläche, einer Art Verkehrsinsel, wird mitten im tosenden Abendverkehr Fußball gespielt. Lange genieße ich dieses absurde Schauspiel: Immer wieder schießt einer zu weit oder zu ungenau und der Ball prallt auf einen vorbeibrausenden Wagen, dann auf noch einen, oft auf einen dritten, um schließlich wieder zielsicher auf der Verkehrsinsel zu landen. Eines der vielen Wunder dieser Stadt.

Ich gehe weiter durch ein Gässchen, wo überall an den Häuserwänden Porträts von Diego Maradona prangen. Dieses Gässchen mündet in einen kleinen belebten Platz: eine halbverfallene Kirche, eine Pizabude, eine Bar, hoch oben aufgehängte Wäsche und in der Mitte des Platzes ein sonderbares, hell erleuchtetes, an eine kleine Litfaßsäule erinnerndes Objekt.

Erst beim Nähertreten lüftet sich das Geheimnis: Es sind Kutteln in Gläsern, mit Wasser übergossen, die vom Neonlicht beleuchtet glänzen und an eine Kunstinstallation denken lassen.

Omnipräsent sind die Motorroller. Mit akrobatischer Präzision wird durch das Gassengewirr navigiert, oft haarscharf an den Fußgängern vorbei.

Neapel hält viele traurige Rekorde: die meisten Arbeitslosen, die meisten faschistischen Wähler, die höchste Kindersterblichkeit, der chaotische Verkehr usw. Nicht statistisch erfasst, aber ebenso wahr ist, dass in kaum einer anderen italienischen Stadt mehr gelacht, kommuniziert und gestikuliert wird als hier.

In den nächsten Tagen durchwandere ich zu Fuß viele der dreißig Quartiere von Neapel. Innerhalb dieser Stadtviertel gibt es wiederum zahlreiche kleinere Viertel, wie die berühmten Quartiere Spagnoli, die als besonders gefährlich gelten. Bis auf ein paar Situationen, wo man gut daran tut rasch weiterzugehen und nicht zu fotografieren, funktionierte das ohne größere Probleme.

»Napoli sotterranea« ist eine weitere Besonderheit. Über Jahrhunderte wurden Tuffblöcke als Baumaterial im Untergrund Neapels gebrochen.

Durch diesen Abbau entstand ein weitverzweigtes System an Gängen, Höhlen und Zisternen – sozusagen eine geheimnisvolle unterirdische Gegenwelt der »Oberstadt«. Es existieren noch heute viele versteckte Eingänge in dieses weitverzweigte Labyrinth, wo in früheren Zeiten die ärmsten Bewohner der Stadt Zuflucht und Behausung fanden.

Immer schon hat es geheißt, Neapel zerstöre sich selbst. Die Mafia. Die Armut. Der Müll. Vittorio De Sica, Schauspieler und Regisseur, hatte darauf eine Antwort, die mir bei meinem Streifzügen

in den Sinn kommt: »Selbsterstörung – was für ein Unsinn! Neapel kann sich nicht zerstören. Es ist die charaktervollste Stadt Italiens, und auch die mutigste. Zugegeben, der Neapolitaner wird von der Armut und der Notwendigkeit zu überleben angestachelt und bedient sich gelegentlich kleinerer Betrügereien – aber mit welcher Genialität, mit welcher Eleganz!«



## Über den Vier-Dämonen-Pass

Ladakh, Indien (1988)

Das ist der ganz normale Wahnsinn. Zwölf Stunden Wartezeit am Checkpoint des Zoji-La-Passes, jetzt endlich das Signal zum Start.

Alle hetzen zu den Bussen. Vor wenigen Augenblicken saßen wir noch kartenspielernd im Schatten eines Lkw, jetzt ist die Hölle los. Hunderte Fahrzeuge starten, Staubwolken wirbeln auf. Die Fahrer sind nervös, hektisch, kämpfen um die besten Positionen, bis sich endlich aus dem Chaos aus Trucks und Bussen ein fast unüberschaubarer Konvoi formiert.

»Go man go, but very slow«, steht in Granit gemeißelt am Straßenrand. Dementsprechend das Weiterkommen. Der Vier-Dämonen-Pass, wie der Zoji La auch genannt wird, macht seinem Namen alle Ehre. Erdbeben, Steinschläge und Lawinen können ganze Wegstrecken samt Wagen unversehens in die Tiefe reißen. Nicht umsonst gilt der Pass als einer der gefährlichsten weltweit. Nachts wird es oft so kalt, dass Lkw-Fahrer ihre Tanks »anfeuern«, damit der Diesel auftaut. Sechs bis sieben Monate im Jahr bleibt der Pass, übrigens die einzige Straßenverbindung nach Ladakh, geschlossen. Manchmal wird der Pass zu spät gesperrt. Im November 1986 starben über 350 Menschen im Schneesturm am Zoji La.

Mittlerweile ist es dunkel. Die Scheinwerfer tasten über eine morastige, mit Steinen und Schlaglöchern garnierte Piste. Seit Stunden schon sind wir unterwegs. Die Berge ringsum mutieren zu dämonischen Silhouetten, die Abgründe sind nur noch zu erahnen. Endlich eine Pause. Der Ort heißt Dras und ist angeblich Indiens Kältepol. Eisiger Wind durchdringt Hemd und Pullover, wir drängen in den einzigen »Tee Stall« und schlürfen gierig das heiße Getränk. Einige

stürzen sich auf die letzten paar Portionen Chop Suey, die noch zu haben sind.

Im Morgengrauen erreichen wir Kargil. Ein Tag Pause. Wir versuchen uns den Tag über – so gut es geht – zu regenerieren. Die beiden Hotels, geführt von emigrierten Tibetern, rangieren aber in der untersten Kategorie. Gespenstische Bettenburgen. In der Hotelküche laufen Hühner frei herum, erwarten ihre letzte Stunde. Die Speisekarte sieht recht verlockend aus, aber von der Fülle des Angebots bleiben schließlich nur die Chicks übrig – diejenigen aus der Küche. Die schlaflose Nacht endet um drei Uhr früh. Die Tibetaner sind schon mit Tee zur Stelle. Wenig später starten wir zur letzten Etappe nach Leh. Nach Sonnenaufgang stahlblauer Himmel, messerscharf gezackte Sechstausender, kleine grüne Oasen in schier endlosen Wüstenlandschaften. Ich reiße am Schiebefenster im Bus, um es ein Stück nach oben zu bringen, gerade so viel, um fotografieren zu können.

Nach Überquerung des über 4.000 Meter hohen Fatu-La-Passes der erste Blick auf ein buddhistisches Kloster – Lamayuru. Die Bus-Crew spürt unsere Euphorie, lässt sich anstecken. Ein Joint macht die Runde. Das Fahrtempo wird halbsprecherisch. Nachmittags um vier dann Ankunft in Leh, der Hauptstadt Ladakhs. Die Gedanken sind leicht, fast schwerelos, im Gegensatz zum Körper, der die 3.600 Höhenmeter nicht so leicht wegsteckt. Leh war bis zum Bau des Flughafens eine der unzugänglichsten Städte der Welt. Die Legende erzählt, dass bei der Landung des ersten Flugzeugs, etwa 1940, die Ladakhis mit Heu kamen, um den großen Vogel zu füttern.

Bald wird mir die Stadt zu eng. Mit dem Local Bus geht's Richtung Hemis Gompa, dem bekanntesten Kloster Ladakhs. Zwischen den Einheimischen mit ihren hohen Pelzhüten und Kisten mit Hühnern eingekleidet, erreiche ich Martselang, den Ausgangspunkt meiner spon-



tan geplanten Trekkingtour. Eine einzige asphaltierte Straße durchzieht das Land, vergleichbar mit der Größe Österreichs. Ansonsten ist Ladakh weitgehend Fußgängerzone. Die ersten Kilometer gehe ich noch in Begleitung Einheimischer, dann führt mein Weg durch eine Schlucht. Mehrere Male gilt es, das eiskalte Wasser zu durchwaten. Am Abend erreiche ich Shan, ein kleines Dorf, umgeben von Terrassenfeldern. Im Dorfkloster findet sich Unterkunft.

Ich bleibe noch einen Tag länger, freunde mich mit dem Dorfarzt an, einem anscheinend strafversetzten Kashmiri. Er ist der Einzige im Ort, der Englisch spricht und die Gegend, wie er sich ausdrückt, *excellently* kennt. Er beschreibt mir einen nur Einheimischen bekannten Weg, der mich wieder zurück nach Hemis Gompa bringen soll. Am nächsten Tag begleitet er mich noch das Shan-Tal hinauf bis zur Abzweigung in ein Seitental, das zu einem Pass hinaufführt. »Be careful«, sagt er zum Abschied.

Mit gemischten Gefühlen klettere ich auf Serpentinaffen höher, quäle mich stundenlang durch eine steile Schlucht. Danach wird das Hochland unübersichtlich und ich versuche so gut es geht, die Richtung mit dem Kompass zu halten. Kurz vor Sonnenuntergang erreiche ich den höchsten Punkt. Gebetsfahnen wehen, ein Gefühl grenzenloser Weite. Im Abendlicht glimmen Sechs- und Siebentausender. Doch die Euphorie dauert nur kurz. Mit Sonnenuntergang wird es schlagartig eisig kalt. In hektischer Eile suche ich eine Felsnische, verkriech mich in meinen Schlafsack. Bald schleicht sich die Kälte bis an die Knochen. Die Sterne der Milchstraße zählend, verbringe ich diese endlose Nacht. Noch halb betäubt koche ich am frühen Morgen Tee, esse Glukosekekse. Nur noch wenig Trinkwasser ist übrig. Doch die grandiose Landschaft entschädigt für die Strapazen: Licht-Schattenspiele à la Ladakh. Die Landschaft wird durch Sonne und Wolken zu

einem überdimensionalen Flächenmuster. Der Weg führt jetzt schon talwärts, teilweise jedoch so ausgesetzt, dass man sich an den Felswänden entlangschieben muss.

Kurz vor Einbruch der Nacht erreiche ich die Eremitage Hemis Gompa. Wie ein Adlerhorst klebt das kleine Kloster am Berghang.

Die Mönche sind fürsorglich, servieren Tee und Kothay – ein tibetisches Nudelgericht.

Erst jetzt kommt mir das Risiko dieser Tour zu Bewusstsein. Auch die Mönche sind erstaunt, als ich ihnen verständlich mache, von wo

ich gekommen bin. Dieser Kashmiri ist doch ein Halunke, geistert es mir durch den Kopf. Etwas ernüchtert, aber zufrieden wandere ich am nächsten Tag die kurze Strecke hinunter zum Hauptkloster und nehme noch am selben Tag den Bus zurück nach Leh.

